

MAX GRÜNFELD Originale aus dem Ghetto

Aus *Der Dorfgeher. Ghettoesgeschichten aus Alt-Österreich*. Hg. von Günther A. Höfler und Ingrid Spörk. Leipzig: Reclam, 1997. S. 96-126

ursprünglich: Prag: Brandeis, 1895, S. 59-77, 78-90, 91-103.

Vgl. auch Miroslav Marada: *Max Grünfeld a jeho příběhy ze Židovské ulice*. in: *Židovská ročenka (5766/2005-2006[2005])*, S. 105-107.

I Die Nebenbuhler

Beide gehörten dem ehrenwerthen Stande der Hausierer an, beide waren Vorbeter, jeder von ihnen erfreute sich des Besitzes einer heiratsfähigen Tochter, jeder von ihnen war ein Künstler, oder glaubte es wenigstens zu sein im Schofar-Blasen. Der eine von ihnen, Reb Awrohom, machte Geschäfte in Hasen- und Ziegenhäutchen, die er aus den benachbarten Dörfern importirte, während er die Schönen in jenen Dörfern mit den Hervorbringungen einer verfeinerten Cultur und (Zivilisation, als da sind Kopftücher, Fußspangen, Spiegel und Strumpfbänder, schmückte; insonderheit aber handelte er mit Uhren, und zwar mit Uhren verschiedener Art, mit Sack- und Wanduhren; ja er hatte für diesen Artikel eine gewisse Schwäche; er liebte ihn wie eine Geliebte, er war eifersüchtig auf diesen Geschäftszweig und betrieb ihn als eine Art Monopol, wehe dem, der ihm da ins Gehege gieng von den übrigen Mitgliedern der honorigen Hausierergilde der Killah; denn, gestehen wir es nur, eigentlich bestand ein großer Theil der Gemeinde aus solchen Hausierern, welche das Stückchen Brod mühsam sich erwarben in den sechs Werketagen, dafür sich aber an Sabbathen und Festtagen als freie Männer der heiligen Gemeinde fühlten; jeder von ihnen

stellte dann das souveräne Volk dar, mit welchem nach dem Ausspruche gewiegter Kenner der Verhältnisse oft schwerer auszukommen sein soll als mit souveränen Tyrannen und Despoten. Erwähnen wir noch, daß Reb Awrohom auch der »Sarver« der Gemeinde war, d. h. bei vorkommenden Hochzeiten dafür zu sorgen hatte, daß das Speiseservice und alle übrigen Utensilien, welche zu einem regelrechten Hoch-zeitsmahle gehören, in vorgeschriebener Ordnung seien, daß er als solcher auch die Deroscho-Geschenke und die freigebigen Spender der anwesenden Festversammlung laut 96

anzukündigen hatte, so haben wir alles gesagt, von den so mannigfaltigen, verschiedenartigen, weitauseinanderliegenden Beschäftigungen dieses Mannes, von seinen Liebhabereien, die so gerne in Schwächen ausarten.

Auch Reb Jekef war ein Hausierer. Honig war seine Handels-Specialität; er verschmähte aber auch Knoppeln nicht und andere Landesproducte; auch er besorgte Import und Export aus den umliegenden hannakischen Dörfern. Er besaß freilich einen mehr ins Ideale gehenden Zug als Reb Awrohom, den wir als den Materialisten unter den Hausierern bezeichnen möchten; er hielt sich für einen der größten und genialsten Vorbeter, welcher eine eigene »Süßigkeit« zu legen wußte in die uralten Gebete, die er an den hohen, »furchtbaren« Feiertagen vortrug. Wenn er eines von jenen Bußgebeten mit thränenerstickter Stimme recitirte, und dann wieder die Stimme erhob, als wollte er den auf seinem Richterstuhl sitzenden Herrgott mahnen, Erbarmen zu üben mit seiner Gemeinde, und dann alle Weiber in dem abgesonderten Räume, genannt Frauenschul, zu weinen anfiengen, und auch die Männer und Greise sich des Schluchzens nicht erwehren konnten, dann fühlte er sich belohnt, dann war er beseligt, mehr, als wenn er das beste Geschäft gemacht hätte. Das Schofar-Blasen aber war seine besondere

Liebhaberei, diese betrieb er als eine Art Sport, und er hätte in dieser Kunst auch wirklich den ersten Preis davongetragen, wenn man nach Art unserer Zeit ein »Wettblasen« veranstaltet hätte. Jede Zeit hat ihre Sitten. Heute begeistern sich unsere Leute für Pferde und Radfahrer, damals für die Kunst, am besten vorbeten und Schofar blasen zu können.

Kummer bereitete ihm seine Tochter Bele, die, trotzdem sie schon mehr als 20 Lenze auf dem Rücken hatte, noch immer Keinen gefunden, der ihre so zahlreichen Tugenden gewürdigt hätte. Damit will ich nicht sagen, daß sich nicht ein Bewerber gefunden, welcher erkannte, was für eine Perle Reb Jekef an dieser seiner Tochter besaß. Ein solcher ernster Bewerber war Nossen, welcher das nicht wenig einträgliche Geschäft eines Vermittlers in allerlei geschäftlichen Dingen,

97

besonders im Viehhandel betrieb: er war ein »alter Jung« geworden, d. h., er hatte die Höhe der Vierzig bereits überstiegen. Man schätzte ihn als wohlhabenden, ehrlichen Mann; aber eines war es, das die meisten Töchter besitzenden Väter davon abhielt, mit ihm »meschaddech«¹ zu sein, er war ein gewaltiger »Am-Hoorez«. Darüber konnte sich auch Reb Jekef schwer hinwegsetzen. Freilich Golde, sein Weib, war dann anderer Meinung. Sie meinte, man müsse eine Tochter »abstoßen«, wenn man schon das Malheur habe, eine solche zu besitzen, und sich nicht des Segens der irdischen Schätze erfreue. »Willst Du«, so rief sie Jekef zu, »der Bele einen grauen Zopf wachsen lassen, soll sie eine »ewige Mad« bleiben; und woher nimmst Du heutigen Tages die Chassanim²? Glaubst Du, sie wachsen auf der Gaß: Nossen ist wirklich ein braver Mann, ein guter Mann, er will Belen, er wird sie schätzen und stets hochachten.

¹ verschwägert

² Bräutigame

Glaub' mir, Reb Awrohom, drüben der »Uhrenhändler und Sarver«, möcht' sich die Sache nicht so lange überlegen, wenn Nossen seine hochnasige Perl zum Weibe haben möchte; aber ein Narr wär' der, wenn er sich so einboweln³ möcht'; wird sich nehmen eine Mad', die nichts hat und dabei Ansprüche macht, wie eine Prinzessin.« - »Reb Awrohom!« - Da hatte die schlaue Golde eine zarte Seite erregt bei ihrem Gatten. Dem gönnte er freilich Nossen nicht, ein so großer Am-Hoorez dieser auch war. Da hätte er von den beiden Uebeln das kleinere erwählt und lieber Nossen selbst »eingesetzt«⁴, als zusehen, wie sein Nebenbuhler Awrohom sich die Sorge vom Halse abschüttelte, und seine nicht anzubringende Perl mit dem immerhin annehmbaren Nossen verheiratete. Denn Awrohom, das war Jekefs Concurrent auf allen Gebieten. Nicht nur, daß er ihm die besten Geschäfte abjagte, daraus hätte sich der Idealist Jekef weniger gemacht, aber, daß er auf dem Gebiete des Vorbetens und Schofar-Blasens mit ihm in die Schranken zu treten wagte, das war es, was ihn kränkte, das war doch seine Domaine, und Reb Awrohom war ihm gegenüber wirklich auf diesen Gebieten ein Stümper. Nun.

98

hätte er auch gerne Nossen gefischt, d.h. sein Geld, damit die hochmüthige Perl an Sabbathen und Festtagen in Schul' in Sammt und Seide erscheinen könne, um hochnäsiger hernieder zu blicken auf alle anderen Weiber. – So sprach er denn zu seinem Weibe: »Weißt Du, Golde mein Kind, Nossen ist zwar ein großer Am-Hoorez, auch sein Jichus⁵ ist gerade nicht der Beste, aber, ehe sich der geriebene Awrohom rühmen soll, seine Mad' angebracht zu haben, lieber geb' ich ihm unsere Tochter, wird sie nur keinen Row⁶ und keinen Doctor

³ boweln - betrügen; einboweln – sich einen Ladenhüter andrehen lassen

⁴ zum Schwiegersohne gemacht

⁵ Abstammung, Prestige

⁶ Arzt

heiraten; was thut man nicht alles, um ein Kind gut zu versorgen? Ein Oscher darf ein Gusto haben, aber wir gewöhnlichen Leut' müssen schon ein Auge zudrücken - und Awrohom soll ihn nicht haben zum Schwiegersohne, das schwör' ich Dir zu, so wahr ich am ersten Tage Selichoth vorzubeten hoffe, um Verzeihung zu erflehen für Gottes heilige Gemeinde.«

Was nun den mehrfach genannten Nossen anlangt, so besaß er ein für die kleinlichen Killah-Verhältnisse wirklich beträchtliches Vermögen, das er sich durch Vermittlungen, namentlich in dem von den Reichen des Ghettos schwungvoll betriebenen Viehhandel, erworben. Sein Vater freilich hatte ihm nichts lernen lassen können, da er als herumreisender Schnorrer ein höchst abenteuerliches Leben geführt hatte. Das "war der Jichus Nossens. Auf seinen Fahrten hatte Nossens Vater seinen Jungen glücklich bei einem wohlhabenden Randar angebracht. Besagter Randar trieb auch einen ausgebreiteten Viehhandel. Hier hatte sich Nossen seine Kenntnisse in diesem Geschäftszweige erworben und war durch Fleiß und eine außerordentliche Bedürfnislosigkeit ein wohlhabender Mann geworden. Hierauf hatte er sich in der Killah niedergelassen. Und doch konnte er es, trotz seines Vermögens, trotz seiner Arbeitssamkeit und seiner nicht zu unterschätzenden Tugenden, nicht dazubringen, daß sich einer der Killahleute, welcher eine Tochter besaß, und es gab der glücklichen Besitzer einige, mit ihm verschwägert hätte. Man scheute nicht nur seine Abstammung, sondern auch seine Ignoranz in allen religiösen Dingen, wie sie ja von einem solchen »Dorfjungen« nicht anders zu erwarten war.

99

Man erzählte sich von dieser Unwissenheit wirklich köstliche Dinge. So soll Nossen am Freitag Abend in seinem Gebetbuche nicht die Psalmen »Lechu Nerannuh«, sondern ganz ernstlich das lange »Wehu Rachum« gebetet haben. Noch etwas Lustigeres erzählte

man sich von ihm. An den hohen Feiertagen, am Neujahrstage und am Versöhnungstage, verrichtet jeder Israelite gewisse Gebete mit besonderer Andacht, er läßt dabei auch manche aufrichtige oder nicht ganz aufrichtige Zähre fließen. Nossen nun, in vollständiger Unkenntnis über den Inhalt der Gebete, weinte an ganz unrichtiger Stelle, so z.B. dort, wo die Opfer des Tages angeführt werden, alle die Stiere und Ziegen und Schafe, die einst im alten jerusalemischen Tempel geopfert wurden. Ein Witzbold aber, der im Gotteshause hinter ihm stand, fragte ihn unter dem spöttelnden Gelächter der Umstehenden: »Nossen, warum weinst Du, hast Du die Accise gepachtet?« Nossen soll dadurch in seiner Andacht erheblich gestört worden sein, aber auch die Uebrigen dachten dabei weniger an Gott, den Richter, Erbarmer und Verzeiher, als an den »guten Witz«, der da gemacht worden war.

Nun aber war im Ghetto nichts so verachtet wie Ignoranz, ein schönes Zeichen für den nicht zu ertödtenden Idealismus dieser gewöhnlichen Leute, welche im schweren Kampfe sich das Stückchen täglichen Brodes errangen. Und darum konnte Nossen es zu keinem Schiddech bringen, er war »ein alter Jung« geworden. Jetzt hatte er sein Auge geworfen auf Jekefs Bele, die schien ihm die Richtige zu sein. Sie war auch nicht mehr die Jüngste, war eine gute Wirthin, und besaß der Kenntnisse genug, um ihm in dieser Richtung eine wohlthätige Ergänzung zu werden. Golde, Beles Mutter, hatte er für sich schon gewonnen, wie wir gesehen, nun galt es noch Jekefs Wohlgefallen sich zu erwerben, und auch dafür hoffte er eine passende Gelegenheit zu finden. Jekef sollte erfahren, daß der Am-Hoorez Nossen ein findiger, schlauer Geschäftsmann sei, der es darin mit jedem anderen aufnehme, und schließlich lebt man ja doch nicht von den Gebetbüchern und den rituellen Ceremonien; man kann darin ein Am-Hoorez und doch ein tüchtiger Verdienner

100

sein. - Dies sagte sich auch Reb Awrohom, der in diesem Punkte etwas weniger zarten Grundsätzen huldigte. Er hätte seine Perl, die auch schon die Mittagshöhe des jungfräulichen Lenzes überstiegen, gerne dem wohlhabenden Viehmakler gegeben. Aber ein solcher Ignorant Nossen auch war, er hatte den richtigen, scharfen Blick dafür, daß diese für ihn nicht passe. Sein Geld hätte Awrohoms Tochter gerne genommen und ihn von oben herab behandelt. Dafür hielt er sich doch für zu gut. Hatte er auch nichts gelernt, war er auch ein »Dorfjung«, so wollte er doch einmal Herr in seinem Hause sein. Sein Weib sollte es bei ihm gut haben, aber so viel wußte er aus der Bibel, daß es hier heiße: »Und er soll Herr sein über Dich!« - Und dies wäre nicht der Fall gewesen, wenn er Perl zum Weibe gemacht hätte. Da wäre sie Herr gewesen, und Reb Awrohom dazu, und vielleicht hätte auch sein Weib Hindi ein Wörtchen mit dreingeredet. Denn die war nicht wenig stolz auf ihren Jichus, sie stammte nämlich, wie sie sich gerne rühmte, von »lauter Rabbonini« ab, wofür ihr freilich im Ghetto niemand etwas gab. Denn auch das verträgt der Ghettomensch nicht, wenn man hoch-nasig herabschaut auf seine Brüder und Schwestern. Sie alle haben im Ghetto ein Leid und eine Freude, warum also anmaßend sein, einer gegen den anderen?

Die Selichottage waren gekommen. In dem Wettlaufe um die Tefillah am 1. Tage hatte Reb Jekef die Palme errungen. Reb Awrohom hatte sich tüchtig dafür eingesetzt, dem verhaßten Nebenbuhler diese Würde abzugewinnen, und sein Parteigänger, der, wie er meinte, alles vermögende Sanwel Schammes hatte sich für ihn eingesetzt. - Sanwel betrieb einen einträglichen Handel mit Gebetbüchern, Tefillin, Talleßim, Lulawim, er war Schächter und Schulklopfer, Nachtwächter und Mizwothversteigerer, d.h., er rief mit lauter Stimme an Sabbathen und Festtagen die Meistbietenden auf, welche sich die Ehre, zur Thorah zugelassen zu werden, erkaufen wollten. Sanwel galt als das Factotum des Gemein-

devorstehers und war sehr gefürchtet. In ihm wurde jener Despotismus gescheut, der bei den Mächtigen des Ghettos
101

mehr vorhanden war, als mancher denkt, der aber von den Bediensteten der Killah mehr geübt wurde als von den eigentlich Herrschenden. Kohelet hat für ähnliche Verhältnisse das wichtige Wort gefunden, wenn er sagt: »Ich sah oft Herrscher zu Fuße gehen, und Slaven reiten.« - Wollen wir die ganze Würde und Macht Sanwels und seinesgleichen definiren, so thun wir es für den Fernerstehenden wohl am besten, wenn wir sagen, er war der »Hausmeier« des Rosch-Hakohol.

Aber gegen das Votum der Mehrheit der Gemeindeältesten hatte Sanwel doch nichts vermocht. Er konnte laufen, intriguierten, discutieren, er konnte verleumden und verdächtigen, das ließen sich die Killahleute nicht bieten, daß man ihnen Jemand als Vorbeter aufdränge, den sie nicht hören wollten, der ihnen auch nicht würdig zu sein schien, gleichsam der Abgesandte der Gemeinde zu sein, Fürbitte zu leisten für die sündigen Seelen, die sich in diesen heiligen Tagen läutern durch Buße und Fasten, durch Gebet und wohlthätige Werke ...

Warum Sanwel gerade für Reb Awrohom sich einsetzte? Man war darüber im Ghetto nicht ganz im Klaren. Die einen führten diese Antheilnahme auf gewisse geschäftliche Verbindungen zurück, welche die Beiden verknüpften. Man sprach da von Geldgeschäften, man munkelte von nicht ganz sauberen Transactionen, welche die beiden an einander fesselten. Andere wieder behaupteten, Sanwel hätte sein Auge geworfen auf Perl, Awrohoms Tochter, er hätte sich gerne verschwägert mit Hindi, die sich von »lauter Rabbonim« ableitete. - Genug, Jekef hatte an Sanwel keinen Freund, das wußte er und desto mehr hütete er sich vor ihm. Aber auch seine Freude war eine umso größere, als er erfuhr, daß er über seinen Nebenbuhler

gesiegt und daß man ihn für den Würdigeren erklärt, am 1. Selichottage vorzubeten. Und er nahm sich vor, es diesmal mit besonderer Andacht und »Süßigkeit« zu thun. Die Zuhörer waren aber auch ganz entzückt und zerknirscht zugleich. Das Lob Jekefs war in Aller Munde. Er hatte diesmal besonders gut »gebetet«. - Man beglückwünschte ihn allseitig zu seiner vortrefflichen Lei- 102

stung. Sein Antlitz strahlte, als er die Schul' verließ. Allgemein hielt man dies Gebet für eine gute Vorbedeutung, für die kommenden furchtbaren Tage. Wie sollte sich der Allerbarmer nicht durch solche andächtige und gefühlvolle Bet- und Gesangesweisen erweichen lassen?-----

Während aber Jekef solcherart seinen und der Gemeinde idealen Bedürfnissen gedient, hatte sein realistischer Nebenbuhler auf Rache gesonnen, und Sanwel, sein Zuhälter in diesen Dingen, hatte ihm dabei geholfen. Dieser hatte erfahren, es sei in einem benachbarten Dorfe eine Partie Knop-pern zu kaufen, an welcher »sehr viel zu verdienen wäre«. — Dies Geschäft wollten die Beiden Jekef abfangen, der doch meinte, das Monopol in diesem gangbaren Artikel zu besitzen. Ihr schwarzer Plan gieng dahin, Awrohom sollte, während Jekef seine Selichoth so andächtig und gefühlvoll recitirte, rasch in jenes Dorf eilen und seinem Rivalen in diesem so nutzbringenden Geschäfte zuvorkommen. Hatte Jekef den Sieg davongetragen als Vorbeter, so sollte ihm dieser zu einem Pyrrhussiege werden, indem er auf einen bedeutenden Gewinn verzichten mußte, und ihm auch für die Zukunft manches gewinnbringende Geschäft abgejagt wurde. - »Will er Vorbeter sein«, so calculirte der von Aer-ger über seine Niederlage grüne und gelbe Sanwel Awrohom gegenüber, »so soll er kein Geschäft machen. Dies wird ihn auch ärgern. Und erst was für Zores wird er von seiner Golde zu ertragen haben.« - Die Beiden rieben sich ver-

gnügt die Hände in Erwartung des Aergernisses, das sie damit dem Nebenbuhler zu bereiten gedachten.-----

Auch Nossen hatte von dem Geschäfte gehört, das da zu machen war. Auf seinen Geschäftsgängen, die ihn, den vielbeschäftigten Viehmakler, in alle Dörfer der Umgebung brachten, hatte er erfahren, daß in jenem Artikel, welcher von Jekef besonders betrieben wurde, ein großes Geschäft zu machen sei. Wie aber im Ghetto wenig in Verschwiegenheit bleibt, so war es ihm auch zu Ohren gekommen, daß Awrohom seinem Nebenbuhler einen Streich spielen und ihm den in Aussicht stehenden Nutzen abjagen wolle.

Aber
103

Nossen hatte schon seinen Plan gemacht. Dies Geschäft sollte nur Jekef zugute kommen und ihm selbst Beles Hand gewinnen. Jekef sollte erfahren, daß man zwar ein guter Vorbeter, aber kein Geschäftsmann, daß man wieder ein Ignorant und ein findiger, praktischer Kaufmann sein könne. - Während Jekef in seinen feiertäglichen Melodien schwelgte, für nichts Sinn hatte als für die Ehre, die ihm als Vorbeter werde zutheil werden, spielte auf geschäftlichem Gebiete Nossen für ihn die Vorsehung. Jekef sollte nicht zu Schaden kommen dafür, daß er Bote der Gemeinde wurde vor dem Allerhöchsten.

Und so begab sich denn Nossen am Sabbathe vor dem ersten Selichottage zu dem nichts ahnenden Awrohom. Dieser war sehr überrascht, als er den Viehmakler in seine Stube eintreten sah. Wie, wollte er um die Hand seiner Perl anhalten? Er nahm sich vor, zurückhaltend zu sein bei der zu erwartenden Werbung, schließlich aber den Freier, nicht ohne Aussicht auf die Erfüllung seines Wunsches, zu entlassen. - »Was führt Euch zu mir, Nossen ?«^so begann er mit schlecht verhehlter Schadenfreude und noch schlechter gespielter Anmaßung. »Ich habe«, erwiderte dieser, »ein

Geschäft für Euch, ein gutes, ein glänzendes Geschäft, das ihr morgen machen könntet.« - Ein wenig in seiner Erwartung herabgedrückt, dachte Awrohom: »Eine Brautwerbung nennt der ein Geschäft, und so schnell soll dies Geschäft gemacht werden, schon morgen, der hat es aber eilig, dem muß ich doch ein wenig die Chuzpah austreiben.«

Und so kehrte er seine ganze Würde hervor und entgegnete: »Am Sabbath rede ich nicht von Geschäften; das solltet Ihr als Jude wissen, freilich« - und jetzt lächelte er etwas sarkastisch - »kann man dies bei Euch weniger voraussetzen, denn man behauptet, Ihr seid in den Gesetzen und Gebräuchen unserer heiligen Religion weniger bewandert.« - Awrohom glaubte nun einen leicht davongetragenen Sieg über den anscheinend bestürzt dastehenden Nossen zu feiern. - Doch dieser ließ sich nicht beirren und erwiderte: »Ich weiß, daß der Sabbath nicht durch Geschäfte und gemeine Dinge entweiht werden soll, aber ebensogut weiß ich, daß

Ihr, Reb Awrohom, gerne Geschäfte machet, und daß Ihr mit besonderer Vorliebe Uhren kauft, und ich bin Euch ein zu guter Freund, als daß ich Euch die Gelegenheit entgehen ließe, ein prächtiges Stück zu kaufen, wie es in nicht vielen Fällen gefunden wird. So trage ich Euch denn, Reb Awrohom, an, mit mir morgen einen kleinen Geschäftsgang zu machen. Ich werde Euch eine Uhr zeigen, wie Ihr sie noch nicht gekauft habt, vielleicht werdet Ihr daran verdienen.«

»Eine Uhr, wie er sie noch nicht gekauft, das ist viel gesagt«; blitzartig gieng es Reb Awrohom durch den Kopf. Die alte Schwäche für diesen Artikel war in ihm erwacht; die Knoppere Sanwels, seine Nebenbuhlerschaft, die Seli-choth, ja selbst Perl, waren vergessen. »Eine Uhr, wie er sie noch nicht gekauft«, diese Worte wollten ihm nicht aus dem Sinn. Er fieberte, indem er zu

Nossen vertraulich sprach: »Wann, mein Lieber, willst Du mit mir gehen, kann es nicht gleich sein?« - »Aber, Reb Awrohom«, so begann nun, seinerseits spöttisch lächelnd, Nossen. »Ihr werdet doch nicht am heiligen Sabbath Geschäfte machen?« Reb Awrohom war durch diese Zurechtweisung etwas betroffen, schnell aber faßte er sich und erwiderte ebenso rasch: »Also morgen, morgen, nach Selichoth werde ich Dich, Nossen-Brüderl, aufsuchen und wenn wir das Geschäft gemacht haben, wer weiß« - und dies sagte er, seinen ganzen Stolz vergessend, mit einer ziemlich deutlichen Anspielung - , »was da noch werden kann, zwischen uns.« - Nossen reichte dem ganz veränderten Manne die Hand und verließ ihn mit einem kräftigen »Gut Schabbes«. Awrohom aber lispelte noch lange vor sich her: »Eine Uhr, wie ich sie noch nicht gekauft habe.« - Am folgenden Morgen, während Jekef, wie bereits erzählt, so herrlich vorbetete, wunderte sich Sanwel, der als Gemeindediener bis zum Schluß dem Gottesdienste beiwohnen mußte, daß Awrohom nicht, wie sie beide sich besprochen, vor Schluß des Gebetes die Schul' verließ, um Jekef voranzueilen und das Geschäft in Knoppere zu machen. »Ist er«, so dachte er bei sich, »auch so entzückt von Jekefs Liedel, daß er ganz an das Geschäft vergißt? Am

105

Ende wird ihm Jekef noch zuvorkommen und unser ganze Plan ist gescheitert.«

Ungeduldig, wie Sanwel, war allerdings auch Awrohom, aber nicht wegen der Knoppere, sondern wegen der Uhr. »Was mag dies für ein Kunstwerk sein«, so dachte er bei sich, »wie ich es noch nicht gekauft?« Die ganze Nacht hatte er darüber nachgedacht; von dem Zeitpunkte, da ihn Nossen verlassen, war ihm die Uhr nicht aus dem Sinne gegangen. Er sah nicht, wie sich Nossen zu dem gegenüber wohnenden Jekef begab, er ahnte nicht, wie dieser seinen Nebenbuhler in seinen Plan einweihte, wie er Jekef den Rath gab, gleich

nach Beendigung der Selichoth sich in das Dorf zu begeben, um dort die Gewinn verheißenden Knoppfern zu kaufen. Vielleicht sang diesmal Jekef so lieblich und süß, weil er seinem Gotte dafür dankte, daß er vernichtet die Pläne seiner Hasser und Widersacher.

Der Gottesdienst war zu Ende, und schon war Nossen bereit, sich mit Awrohom auf den Weg zu machen. Auch Jekef war schon auf dem Wege, und zwar nach derfrDorfe, um dort die Knoppfern zu erhandeln. Sanwel kam aus dem Staunen nicht heraus, als er Awrohom mit Nossen die Schul' verlassen sah. - »Das bedeutet nichts Gutes«, so sprach er zu sich selbst, »am Ende wird aus dem Ganzen ein Schiddech, und mein Awrohom gibt seine Tochter dem Am-hoorez Nossen, das fehlte mir noch zum neuen Jahre; eine falsche Welt, eine falsche Welt das.« - Mit diesem pessimistischen Ausrufe begab sich Sanwel zum Rosch-Hakohol, der seiner Dienste bedurfte, nicht ohne in seinem Herzen fortwährend durch den Gedanken beunruhigt zu werden, warum denn Awrohom in einen so intimen Verkehr getreten sei mit dem Viehmakler und Am-hoorez Nossen...

Inzwischen führte Nossen den nichts ahnenden Awrohom durch das ganze Städtchen. Sie giengen über den alten Wall, der dieses auf allen Seiten kreisartig umgibt, sie durchschritten alle Gassen und Gäßchen, alle Plätze und Plätzchen des Ortes; die Ungeduld Awrohoms hatte den Siedepunkt erreicht. Es war bereits um die neunte Stunde, nun glaubte Nossen, daß Jekef bereits sein Geschäft gemacht

106

habe. Er blieb jetzt mit Awrohom, der seinen Begleiter ungeduldig drängte, vor dem großen fürstlichen Schlosse stehen, mit seinem stattlichen Thurme, von dem so eben neun Schläge herniederdröhnten. Und nun zeigte Nossen seinem Begleiter die uralte Thurmuhre und sprach zu ihm: »Awrohom, habt Ihr schon so

eine Uhr gekauft, wie diese ist? Kauft mir diese Uhr ab, mit der könnt Ihr ein gutes Geschäft machen!«

Wie niedergedonnert stand Awrohom da, er wußte nicht, sollte er sich ärgern oder weinen. Schließlich begann er über diesen Witz Nossens zu lachen. Und er hatte seinen guten Grund dazu, freundliche Miene zum bösen Spiele zu machen. Er scheute das spottlustige Volk des Ghettos, dessen Witz ist wie beißende Lauge. Awrohom wußte wohl, daß er nicht sehr beliebt sei im Ghetto, und so fürchtete er ein Opfer des Spottes zu werden, oder wie man im Ghetto sagt, »faule Fisch' und geschlagen dazu« zu haben. Er sprach deshalb zu Nossen: »Mein lieber Nossen, Ihr habt da wirklich einen guten Witz gemacht und mich auch nebenbei um Geld gebracht. Doch ich will Euch sogar meine Tochter Perl geben, -wenn Ihr über die ganze Sache schweigt. Schlaget Ihr ein?«

Nossen warf dem noch immer so hochmüthig redenden Awrohom einen spöttischen Blick zu, dann sagte er: »Schweigen werde ich darüber, aber auf Euere Perl verzichte ich. Ihr aber werdet nicht mehr ehrlichen Leuten ein Geschäft abwendig machen, das weiß ich gewiß. Doch damit Ihr sehet, daß ich Euch auch ein guter Freund bin, will ich bei Euch ein Schadehen sein und Euch einen Rath geben: Verheiratet Euere Tochter mit Sanwel Schulklopfer, Eueren guten Freund, und wenn er Euch wieder einen geschäftlichen Rath geben will, sehet zu, daß nicht ein Anderer dadurch zu Schaden kommt und ob es nicht gescheidtere Leute gibt, als er ist.«

»Mit Ezes bin ich versehen«, so stieß nun Awrohom im Unwillen hervor. Aber Nossen war längst davongeeilt und erwartete mit Sehnsucht die Ankunft Jekefs, der sein Geschäft gemacht hatte.

107

Bald nach Sukkoth feierte Nossen seine Hochzeit mit Bele, Jekefs Tochter. Bei dem Festmahle fungirte Awrohom nicht als Sarver. Er hatte diese Würde einem andern übertragen. Auch seine Schwäche

für Uhren hatte abgenommen. Er zog sich überhaupt vom Geschäfte zurück, nachdem er am Chanukahfeste seine Perl mit Sanwel Schulklopfer verheiratet hatte. So tief war Perl gesunken, die mütterlicherseits von »lauter Rabbonim« abstammte. - Ob man im Ghetto Nossens Witz erfahren? Man erfährt im Ghetto alles, hier in dieser kleinen Welt bleibt selten etwas verborgen. Und wie hat der Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte davon gehört? Ihm wurde sie berichtet von einem Enkelkinde Jekefs, der da nicht nur im Vorbeteramte, nicht nur im Schofar-Blasen, sondern auch im Geschäfte Awrohoms gefährlichster Nebenbuhler war.

108

II Die Sitzengebliebene

»Es ist die alte, ewig neue Geschichte, und wem sie just passirt, dem bricht das Herz entzwei —« auch im Ghetto, dieser Welt für sich. Auch hier schlagen die Herzen, auch hier werden sie gebrochen; auch hier herrscht der Liebe Lust und Leid; auch hier giebt es Treue und Falschheit, himmelhochjauchzende Freude und zum Tode Betrübtheit. Und so will ich Euch ein Mädchen schildern, das in reiner Jungfräulichkeit 70 Jahre war alt geworden, dann hat sie der himmlische Vater zu sich in sein Reich berufen, wo es keine Ungleichheit giebt und keine Falschheit, kein Geld und keine Untreue, wo die Seelen wandeln im Lichte ewiger Reinheit, und "wo alles gebüßt -wird, was hier gesündigt worden und gefrevelt auf Erden. So lehren es ja die Religion und ihre heiligen Bücher, so lehrt es der Glaube, dieser große Tröster über all' den Jammer und Schmerz des Daseins. - Und doch, warum beantwortet er uns die Frage nicht, wieso es kommt, daß manches Erdenkind stets leiden muß, und sei es noch so gerecht, während der Sünder straflos ausgeht und das Glück der Erde erhält? Oh, daß doch ein neuer Hiob uns diese ewige Frage endlich beantwortete!

Sie war sitzen geblieben. Er hatte sie sitzen lassen. Er war Doctor der Rechte geworden und hatte, nun, - er hatte »reich« geheiratet. Er wollte sich entschädigen für alle die Entbehnungen, die ihm eine freudlose Jugend auferlegt, da er auf der Universität mit »Stundengeben« sich sein Brod erworben, da er gekämpft mit des Lebens Noth und Drangsal. Und während er sorgte für seine bessere Zukunft, hatte er ihrer ganz vergessen, ihrer, die ihm Licht und Leben gewesen, als er auf dem Gymnasium studiert. Da war er in dem Hause ihrer Eltern aus- und eingegangen, hatte an ihrem Tische gegessen, hatte mit ihnen ihr armseliges Brod getheilt - der Vater war Chederlehrer gewesen -; aber, wenn er in ihre Augen schaute, gieng ihm eine neue Welt auf, eine große Zukunft lag vor ihm, eine große Zukunft an ihrer Seite... Was waren doch dies für Stunden, die er an ihrer Seite verlebt hatte! Wie hat er da geschöpft aus dem er-

109

quickenden Borne der reichen Bildung, den sie ihm darbot. - Und dies war nun alles vergessen; er war Doctor der Rechte geworden und hatte die Tochter eines reichen Wollhändlers geheiratet. Sie hatte davon gehört. Sie hat ihn doch zu dem »wichtigsten Schritte des Lebens« - so nannten sie doch die Ehe - beglückwünscht. Ob er so oft ihrer gedachte wie sie seiner? Doch das ist gleichgiltig. Sie hatte keinen Mann erkannt. Sie war sitzen geblieben ... Aber im Ghetto verehrte man sie, wie eine Heilige, wenn dies Wort auf das Ghetto paßt. Es waren ihr viele »Partien angetragen worden« - sie hatte alle ausgeschlagen.

»Man liebt nur einmal«, so pflegte sie zu sagen, »und wird nur einmal enttäuscht.« Und die Leute des Ghettos sagten: »Das hat sie aus den deutschen Büchern, die sie fortwährend liest, aus denen kommt nichts Gutes. Jaakob hat Rachel geliebt und hat doch vier Weiber gehabt und Salomo sogar tausend; muß denn an einem alles sein? Müssen alle so sein, wie der Eine, der sie treulos verlassen

hat?« Darüber lächelte sie - und blieb bei ihren Büchern. Sie besaß deren viele. Die hatte sie von dem Vater ererbt und dieser von seinem Vater. Und sie hatte auch neue dazugekauft. Sie besaß das, was man eine Bibliothek nennt. Und darin waren, wie es schon so geht, werthlose und werthvolle Bücher; es waren darin Romane und Dramen; lustige und traurige - sehr traurige Sachen. Und wieder sagten die Leute des Ghettos: »Was hat man von allen diesen Büchern? Sie gehen alle auf eins hinaus. Entweder bekommt er sie, oder er bekommt sie nicht.« - Und sie lächelte - es war ein trauriges Lächeln - und sprach: »Manchmal läßt er sie auch sitzen.« - Das sprach sie so, daß sich manchem eine Thräne ins Auge stahl, wie, wenn der Rabbi eine ergreifende Leichenrede hielt.

Namentlich bei den Mädchen des Ghettos stand sie in hohem Ansehen. Die Mädchen des Ghettos sind meist etwas romantisch angelegt. Die Romantik ist ein altes Erbtheil der Töchter Judas. Sie aber trug nicht wenig dazu bei, diesen romantischen Zug zu fördern, indem sie willig von ihren geistigen Schätzen allen hergab, die sie darum ersuchten. Da hätte man sehen können, was diese modernen Töchter Zions

110

am meisten zu lesen liebten: Schillers Werke, die Romane der seligen Louise Mühlbach, die ihre Ingredienzien so gerne nahm aus der großen Küche, genannt Weltgeschichte, die rührseligen Geschichten Claurens, die Erzählungen von Tromlitz und Spindler, und des theueren Hauff ritterlichen »Liechtenstein«. Wie waren doch diese Bücher zerlesen! -Ich selbst erinnere mich ihrer noch. Sie saß in ihrem Kramladen, den sie von ihrer Mutter ererbt. Denn das Kinder-Unterrichten trug nicht soviel im Ghetto, daß es eine Familie vor dem Verhungern geschützt hätte. »Zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel«, diese Erfahrung machte auch ihr Vater und richtete dem Weibe einen Kramladen ein, in Wien nennt man es

»Greislerei«. - Sie verkaufte Zucker und Kaffee, bunten Bandkram, Seife und Stiefelwichse, ein Sammelsurium von verschiedenartigen, den Menschenkindern gleichwohl unentbehrlichen Gegenständen. So wie die Mutter, so saß auch sie im »Gewölbe«. Sie war konservativ und hatte alles beim Alten gelassen. Und darob hatten sie andere Händler überflügelt und man bekam nicht mehr bei ihr alles, was man »in der Wirtschaft« brauchte. Der Erlös gieng zurück. Aber was bekümmerte sie dies? Für ihre Lebensbedürfnisse hatte sie immer genug. Man erzählte sich, ihr Hauptnahrungsgegenstand sei der Kaffee. Sie that freilich, als wenn sie täglich ein lucullisches Mahl nehme mit vielen Gängen. Sie wollte nicht, daß man sie unterstütze. Und wenn sich dies jemand beikommen ließ, dann begegnete sie ihm mit ihrem ganzen angeborenen Stolze. »Hab' ich etwas von Euch verlangt?«, so fuhr sie den Uebelberathenen an, der ihr eine Geldunterstützung anzubieten wagte. »Gibt es nicht arme Wöchnerinnen genug in der Gasse? Gebt es ihnen; ich hab' für kein Kind zu sorgen, Gottlob«, so sprach sie, und dabei fuhr es über ihr schon etwas verwittertes Antlitz hin wie ein leichtes, satyrisches Lächeln. Da hat sie gewiß seiner gedacht, der in der Residenz eine gut gehende Advocaturskanzlei besaß. Man hat ihr von ihm erzählt. Er fühlte sich sehr glücklich; er habe ein schönes Weib, blühende Kinder und verdiene viel, viel Geld. Und was braucht der Mensch mehr zu seinem Glücke? - Einmal war auch ein

111

Brief aus der Residenz gekommen, mit fünf Siegeln, es war ein Geldbrief. Der Brief war an den Rosch-Hakohol gerichtet. Der hatte sie rufen lassen; es war eine längere Unterredung, welche die Beiden hatten. Am nächsten Tage wunderten sich die Armen des Ghettos, es gab deren viele, sehr viele, - reichlich beschenkt zu werden; - sie wußten nicht von wem. Aber später hat es ihnen Sorel verrathen. Sorel war ein altes Weib, welches alles wußte. Und die mußte doch

auch wissen, daß das Geld von ihr stamme, sie aber habe es von ihm bekommen. Sorel hatte es allen Weibern gesagt, die am nächsten Samstag zur Schaletfrau kamen, um bei ihr die edle Sabbathspeise abzuholen. Und als sie nun selbst kam, um den großen Topf zu holen, in dem sich so wenig, ach, so wenig befand, denn die Bedürfnisse ihres Leibes waren wirklich klein, da schaute alles mit Ehrfurcht auf sie hin, man wagte es nicht, sich ihr zu nähern, so daß sie sprach: »Ich komme mir wie Mosche Rabbenu vor, dem auch Israel nicht ins Gesicht sehen konnte, so strahlte es-. Strahlt mein Antlitz auch? Oder habet Ihr ein böses Gewissen, wie Israel, als es das goldene Kalb sich gemacht hatte und dem großen Meister nicht ins Angesicht schauen konnte?« Und heiter lächelnd, nahm sie ihren Topf und gieng in ihre ärmliche Stube. Sorel aber sagte: »Wirklich, sie darschent besser wie unser Rabbiner, Gott verzeihe mir die Sünde. Eigentlich hat es der Herrgott schlecht eingerichtet, warum hat er sie nicht Rabbiner werden lassen?« Das fragten sich die Andern auch, dachten aber darüber weiter nicht nach, warum die Welt so verkehrt eingerichtet sei, sondern eilten nach Hause, denn hier warteten ihrer die hungrigen Seelen, welche sich am Schalet ergötzen wollten zur Ehre des Sabbaths, zur Ehre Gottes, der den siebenten Tag hat eingesetzt als Tag der Ruhe und der Weihe, aber auch als Tag der »drei Mahlzeiten« ...

Man hat mir erzählt, sie sei in der Jugend sehr schön gewesen, ich habe davon nichts bemerkt. Der Zahn der Zeit hatte an ihrem Angesichte genagt und kaum Spuren der einstigen Schönheit zurückgelassen. Und doch muß sie Liebreiz besessen haben, denn sonst hätte er sie doch nicht lieben

112

können? Was ihre Kleidung betrifft, so war diese komisch genug. Sie stammte zum Theile aus der Zeit »Napohums«, wie man den großen Kaiser im Ghetto zu nennen pflegte. Gewiß war der Hut, den

sie trug, aus jenen Tagen, da die Franzosen, wie die Väter zu erzählen pflegten, im Ghetto unseres Städtchens so stürmisch gehaust... Das Kleid erinnerte aber an eine viel frühere Zeit. Wenn ich nicht ganz fehl gehe, so war es die Maria Theresias. Roccoco und Empire waren hier im bunten Gemische vertreten. Auch trug sie einen langen Schleier, mit dem verhüllte sie ihr Antlitz, und wie sie schon gerne zu citiren pflegte - Schiller, Grillparzer, Shakespeare waren ihre Lieblingsdichter -, so sagte sie, mit unnachahmlicher Grazie den Schleier über ihr Angesicht ziehend: »Und begehret nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen.« Wie nahe wohnt doch der Humor neben der Tragik! - Vielleicht hat sie, weil ihr Mutter Natur manches versagt von dem, was man Schönheit des Körpers nennt, desto mehr Gewicht gelegt auf die Verschönerung ihrer Seele und ihres Gemüthes. - Sie galt mit ihrer reichen Erfahrung und umfassenden Bildung so recht als das Orakel der Gasse, natürlich meist bei ihren weiblichen Bewohnerinnen.

Du weißt wohl, theurer Leser, nicht, was ein Sabbath-Nachmittag für das Ghetto bedeutete, besonders für seine Mädchen? Das waren wirklich Stunden der Weihe und Andacht, Stunden der Ruhe und des gemüthvollen Genusses. Und wenn zur Sommerzeit die Sonne ihren Glanz ausgegossen hatte über das Ghetto, in dem sonst so viel Dunkel und Finsternis herrschte, da saßen sie alle, die Jungfrauen Israels, in dem großen Garten, welcher dem Fürsterzbischofe, dem Patronatsherrn des Ortes, gehörte. Sie saßen in dem kleinen Nadelholzwäldchen, das so reizend angelegt ist mitten in dem Garten. Wie lauschig ist es da. Im Gezweige singen und jubilieren hunderte befiederte Sänger, ein leiser Wind rauscht durch das Geäste, geheimnisvoll flüstert und lispelt es, als erzählten sich die hundertjährigen Bäume Geschichten und Märchen aus einer grauen, längstvergangenen Zeit; ein lieblicher berauschender Duft geht aus von dem Harze

S. 113

der Tannen und Fichten. Da citirte sie wohl, während die Mädchen sie im Kreise umgaben, das Wort: »Der liebe Herrgott geht durch den Wald«, und alles schaute zu ihr auf, als hätte des Herrgotts Prophetin gesprochen. - Nun trug sie mitten in der herrlichen Natur aus ihren zerlesenen Classi-kerexemplaren den lauschenden Mädchen vor. Wie herrlich klangen aus ihrem Munde die Worte Schillers! Wie schauerlich wußte sie Grillparzers »Ahnfrau« wiederzugeben! Wie grauslich fluchte der alte »König Lear«! Es zogen alle die Bilder, welche die großen Genien geschaffen, leibhaftig vorüber vor den der Dichtung so zugänglichen mädchenhaften Seelen, sie erhellten die Geister und erschütterten die Gemüther. Und dabei war sie nicht zu träge, allen an sie gestellten Fragen Rede und Antwort zu stehen, sie hatte viel zu erklären und viel zu erläutern. Sie that aber alles gerne, betrachtete sie sich doch als Lehrerin und Unterweiserin dieser jungen Schaar. Zu Hause aber saßen die Alten. Der Vater entbehrte am Sabbath die vielgeliebte Pfeife, die Mutter nickte am Fenster über dem deutschen Ghumesch ein. Nun hatte der Vater »die Sprüche der Väter« gründlich durchstudirt, hatte das Vesper-Gebet verrichtet, und man rüstete sich zur dritten Mahlzeit. Aber die Tochter des Hauses fehlte. - »Gewiß ist sie schon -wieder«, so begann nun der gestrenge Vater, »bei ihr, hört ihr schon wieder zu, wie sie vorliest aus den deutschen Büchern; da werden sie etwas lernen, Gutes gewiß nicht. Was kann Gutes stehen in diesen deutschen Büchern, das man nicht schon findet in unseren heiligen Schriften und in den Schriften unserer Weisen? Sie wird noch die ganze Gass' verrückt machen.« - So schalt der Hausvater, gieng aber doch oft zu ihr sich Rath's erholen oder hörte gerne auf ihre gescheitern Worte. Wenn er seine Tochter verheiraten wollte, so pflegte er den Zukünftigen zu ihr zu schicken. Ach, sie hat so viele Ehen gestiftet, und an sich ganz vergessen; wie sie denn immer mehr an Andere gedacht als an sich selbst. Sie pflegte sich mit dem Zukünftigen zum Spieltisch zu setzen, mit ihm

eine Partie »Manage« oder »a la guerre« zu spielen. - »Nach dem Spiel beurtheilt man den Menschen am besten«, sagte sie. Wer im Spiele aufbrausend

114

ist und dieses wie Ernst ansieht, der ist nicht viel werth, wer im Spiele Ruhe bewahrt und "weiß, daß es doch nur Spiel ist, der wird auch das Leben stets richtig begreifen und beurtheilen. Und wieder citirte sie: »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.« - Ueberhaupt hatte sie ihr eigenes Urtheil über jüdische Ehen, über die Ehen, wie sie im Ghetto geschlossen zu werden pflegten. Dies faßte sie in die Worte zusammen: »Der Schiddech macht sich erst nach der Chasene.« Sie wollte damit sagen, daß zwei Leute erst, wenn sie mit einander leben, erkennen, ob sie für einander passen. Man beurtheilt sich vor der Hochzeit nie so richtig, als wenn man gebunden ist fürs Leben. Welch' einen richtigen Blick bekundete doch dieses einfache Weib durch diese Worte! Wie scharfsinnig erklärte sie mit diesen wenigen Worten das, was man eheliches Glück nennt. Von der Liebe vor der Ehe kann man nie schließen auf das Liebesglück in der Ehe. Man kann einen richtigen Gedanken kaum einfacher ausdrücken, als dies durch diese ihre Worte geschah.

Gegen das »Großthun«, wie es auch im Ghetto gar häufig vorkam, und gerade bei solchen, die es am allerwenigsten nöthig hatten, hat sie immer entschieden Stellung genommen. Jedes Protzenthum war ihr zuwider. Und wenn ihr jemand mit dem Hinweis auf seine Verhältnisse kam und daß er in Folge dieser etwas nicht thun könne oder unterlassen müsse, so pflegte sie zu sagen: »Das Wort, »es paßt nicht für mich«, kostet uns viel Geld.« -

Auch in der wichtigen Dienstbotenfrage pflegte sie den Frauen des Ghettos Rath zu ertheilen. »Den Dienstboten«, sagte sie, »müsse man um Semmeln zum Bäcker schicken, man kann ihn darnach beurtheilen, was er sich da anhängen läßt.« -

Den jungen Leuten des Ghettos, welche auf die Universität studieren giengen, hat sie durch die Kenntniss der französischen Sprache insbesondere imponiert. Ja, sie hatte in ihrer Jugend auch die Sprache Voltaires erlernt, und in ihrer Bücherei fand sich auch ein zerlesenes Exemplar des »Charles Douze«, jenes Buches, das halb Geschichte ist, halb Roman. Freilich nahm sie es mit der Grammatik der

115

französischen Sprache nicht so ganz genau, und besondere Kenner wollten erfahren haben, daß sie sich einer Verwechslung der beiden Hilfszeitwörter *etre* und *avoir* öfter zuschulden kommen lasse. Doch dies hinderte nicht, daß auch die jungen Männer des Ghettos gerne sie reden hörten. Ihre einfache, inhaltreiche Sprache, die sich manchmal zum höchsten Pathos steigerte, fand auch bei den Herrn Studierenden Anklang, von denen sie manchen hat Doctor und Professor werden, manchen auch hat verderben und vergehen sehen. Sie hat das Alter erreicht, welches der Psalmist als das »menschliche« bezeichnet. Als sie fühlte, daß ihre letzte Stunde gekommen, ließ sie in ihre ärmliche und doch reinliche Stube die »frommen Frauen« kommen, auf daß sie mit ihr die Gebete verrichten, welche den Menschen hinübergeleiten in das Jenseits, an dessen Pforte ein großes Fragezeichen steht. In ihrem Leben hat sie freilich den Herrgott, -und dies hat man ihr im Ghetto oft vorgeworfen - wenig mit Gebeten belästigt. Sie hielt es da mit jenen, welche die Religion mehr in der Bethätigung guter Werke erblicken. Sie hat sich in dieser Weise mit ihrem Gotte abgefunden, und wie es schien, ganz gut, in ihrer Sterbestunde war sie ruhig und ergeben. Nachdem sie das Schuldbekentnis abgelegt, zuckte es über ihr Gesicht, wie ein Sonnenstrahl fuhr es hin über das verwitterte Antlitz, sie lächelte und sprach: »Der Rest ist -Schweigen.« Die »frommen Frauen« lauschten, wußten aber nicht, was die Sterbende

gesprochen, denn Shakespeare und Hamlet waren ihnen nicht allzugeläufig. »Schweigen« hat sie gesagt, und so schwiegen denn alle, und als sie den letzten Atemzug machte, sprachen alle Anwesenden innig das »Höre Israel«. - Man fand unter ihrem Kopfkissen so eine Art letzten Willens und eine verblasste Daguerotypie. Ihn darstellend, der sie sitzen gelassen. Man solle ihm das Bild schicken, so hieß es in dem letzten Willen. Man solle, hieß es da weiter, den Kramladen versteigern und die Bücherei ebenfalls. Den Erlös möge man unter die Armen vertheilen. Ihr solle man ein sehr einfaches Begräbniß veranstalten. Der Vorbeter spreche die üblichen Gebete, der Rabbiner möge ihr keinen Nachruf halten. In ihrem Kasten seien ei-

116

nige hundert Gulden, davon solle man ihr ein »ewiges Gedächtniß« stiften, damit sich an ihr nicht erfülle das Wort Heines: »Keinen Kadosch wird man sagen«... Citiren mußte sie, auch in ihrem Testamente. Man hat ihre Wünsche getreulich erfüllt. Man hat von ihr lange gesprochen im Ghetto. - Dann ist auch dieses gefallen und mit ihm das Gedächtniß an alle jene Menschen, welche das Ghetto hervorgebracht, das ein so vortrefflicher Boden war für Leute, die jetzt immer mehr und mehr aussterben, in dieser alles ausgleichenden, alles nivellirenden Zeit, in dieser Zeit, welche alle Menschen, Gelehrte und Ungelehrte, Herren und Knechte, Greise und Jünglinge, Verdiente und Unverdiente in das Prokrustesbett der Gleichheit spannen und aus Menschen eine große Heerde machen möchte, das, sage ich, ein so fruchtbares Feld war für Leute, die im engumschlossenen Kreise gewisse Charaktereigenthümlichkeiten und äußere Formen in hervorragender Weise ausbildeten - kurz ein so gutes Feld für die Sorte von Menschen, die jetzt immer weniger werden und von denen wir ein Muster in unserer »Sitzengebliebenen« vorgeführt, für die Sorte der - » Originale«. *S.117

III Maier-Beer

Mit dem großen Componisten hat unser Maier-Beer nur den Gleichklang des Namens gemein; sonst aber auch nichts. Von Musik hatte er keine Ahnung. Noch war im Ghetto die Ciavierplage unserer Zeit etwas Unbekanntes. Die ganze Uebung der göttlichen Kunst beschränkte sich auf die uralten Sangesweisen, welche der Vorbeter in der Synagoge an Sabbathen und Festtagen so wunderbar schön erklingen ließ. Ja, diese Melodien, sie stammten vom Sinai, sie allein waren imstande die Ghettobewohner zu erfreuen und zu rühren, zu begeistern und zu erschüttern. Man war noch genügsam im Ghetto. Von dem großen Componisten der »Afrikanerin« und der »Hugenotten« erzählt man, er habe sich auch des Besitzes irdischer Schätze in hervorragender Weise erfreut, er habe zu jenen Männern gehört, »die es Gott sei Dank nicht nöthig haben«; auch dieses Merkmal theilte Maier-Beer mit seinem Namensvetter keineswegs, er war arm, blutarm. Dafür aber besaß der große Musiksetzer sicherlich nicht das, was unser Maier-Beer in außerordentlichem Maße sein Eigen nannte, nämlich einen geradezu erstaunenswerthen Appetit. Im Essen leistete unser Maier-Beer wirklich Heldenhaftes. Und er fuhr nie nach Karlsbad und ist doch alt geworden. Man fuhr damals noch nicht nach Karlsbad. Man war genügsam im Ghetto.

Augenzeugen erzählten aber kaum Glaubliches von den Thaten Maier-Beers in Bezug auf die Vernichtung ganzer Mengen von Speisen aller Art. Und wie Maier-Beer aß! Er aß mit Andacht. Wenn er aß, war die ganze Umgebung für ihn todt. Er redete da kein Wort, stieren Auges schaute er auf den Teller, und war von dem Gedanken durchdrungen, daß alles, was sich auf der Tafel befand, werth sei, daß es untergehe. Es hatte sich denn auch ein ganzer Sagenkreis gebildet, welcher Maier-Beers Thaten im Essen und Trinken verherrlichte; förmliche Mythen erzählten den staunenden Zuhörern, welche Unsummen Pessach-Knödelchen er zu vernichten vermöge, wie er Riesen-Gries-Kugeln, Tod bis auf's

Messer geschworen, wie er Barches von ganz colossalen Dimensionen habe verschwinden lassen in den finsternen Orkus seines nimmersatten Schlundes, wie er mit erstaunlicher Leichtigkeit sich hinwegsetzte über Schaleteier und gebratene Gänse, über Fächertorten von dem Umfange eines kleinen Wagenrades und über Schmorbraten von mehr als gewöhnlichen Ausdehnungen. Und dies alles begoß er gerne mit Mengen von Wein und Slivowitz. Fische aber, seien sie nun polnisch oder ungarisch zubereitet, sei es mit Zwiebeln oder spanischem Pfeffer, sei es gebacken oder mit Sauce, sei die Sauce süß oder sauer, Fische, sage ich, waren seine Todfeinde, ihnen hatte er Vernichtung, gänzliche Vertilgung zugeschworen. - Das war Maier-Beers Schwäche, er hatte einen ewigen Hunger. Im übrigen kann ich von ihm noch sagen: er war und blieb Junggeselle; er hatte eine besondere Vorliebe für alle Arten Hausthiere, als z.B. Hunde und Katzen, besonders aber für Hühner, von denen er ganze Sorten »zog«. Bei einer im Städtchen abgehaltenen landwirthschaftlichen Ausstellung erhielt er für einen Hahn von besonderer Größe, den er emporgezogen, die silberne Medaille, er hat diese als ehrendes Andenken bewahrt. Nach seinem Tode fand man sie in einem kleinen Kästchen neben vielen anderen alten kupfernen und silbernen Münzen. —

Für die Jugend des Ghettos war Maier-Beer ein Theil des »eisernen Bestandes« der Gasse geworden. Man hätte sich diese ohne ihn schwer vorstellen können. Wenn die Sab-bathbraut ihren Einzug hielt, gieng Maier-Beer, frisch gewaschen - er wusch sich in der Regel nur einmal in der Woche -, als Erster in die »Schul«. Ich sagte, er gieng; das muß ich sofort berichtigen, als historisch nicht ganz richtig, Maier-Beer gieng nicht, er lief vielmehr. Sein Anzug erregte das heitere Staunen der Ghettojugend. Er trug auf dem Haupte einen ungemein hohen Cylinderhut, der an die Cheops-Pyramide in Bezug auf seine Höhe, an eine Ofenröhre in Bezug auf seine Gestalt lebhaft erinnerte. Er trug auch einen etwas schäbigen

»Quäker«, d.h. einen frackartigen, langen Rock, dessen Schöße in nervöser Unruhe hin-und herbaumelten. Aus der rückwärtigen Tasche besagten

119

Quäkers leuchtete in bunt schillernden Farben ein gewaltiges Taschentuch hervor; Maier-Beer liebte offenbar das Riesengroße und wollte sich dadurch selbst größer machen, als er in Wirklichkeit war. Daß das genannte Taschentuch eine besondere Anziehungskraft auf die zu losen Spässen sehr geneigte Ghettojugend ausübte, muß ich dies zuerst sagen? Jugend hatte niemals Tugend, und es ist auch nicht besser im Ghetto gewesen. Und so wird man mir es wohl glauben, wenn ich getreulich berichte, jenes bunte Taschentuch sei Maier-Beer von manchem Gassenbuben »gezogen« worden.

»Rangenspnnger«, so rief dann gewöhnlich Maier-Beer, der übrigens schwer zu erzürnen war, der übermüthigen Jugend zu.

»Rangenspringer«, das war sein beliebtes Scheltwort. Trieb es mancher ausgelassene Ghettojunge gar zu arg, so pflegte ihm Maier-Beer dräuend zu prophezeien, er, nämlich der Ghettojunge, werde seine Tage noch »auf dem Spielberg« beschließen. Ich weiß nicht, ob Maier-Beer aus Silvio Pellicos berühmtem Werke oder aus anderen Quellen Kenntniß hatte von den berüchtigten Gefängnissen und Casemat-ten des Brünner Spielbergs.

Doch setzen wir die Schilderung von Maier-Beers Kleidung fort. Kniehosen, vorne etwas abgeschunden, und schwarze Strümpfe und Schnabelschuhe vervollständigten sein Sabbath-Costume. Man erzählte, er habe dieses von seinem Vater ererbt, von dem wir gleich mehreres berichten wollen. So viel steht fest, der Cylinderhut stammte aus dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts. - Wenn nun Maier-Beer in »Schul« gieng oder lief, murmelte er Gebete und Psalmen vor sich her, wobei er die Gewohnheit hatte, immer Worte und Sätze zu wiederholen, weshalb ihm auch das Ghetto den

Spitznamen gab - dem entgeht man mit Mühe im Ghetto - Doppel-Maier. So können wir ihn auch durch den Namen von seinem großen Namensvetter unterscheiden.

Was nun den Vater Maiers anlangt, Reb Herschel, so hatte er in der Gemeinde das Amt des Rebbe bekleidet. Als solcher »lernte« er vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Da man aber vom »Lernen« allein nicht lebt, sondern dazu

120

auch des Brotes bedarf, so gab ihm die Gemeinde ein jährliches Gehalt von 80 fl., die ihm in Silber ausgezahlt, manchmal aber auch nicht ausgezahlt wurden.

Von diesem Gehalte sollte Reb Herschel sich, ein Weib und einen Sohn, eben unseren Doppel-Maier, ernähren. Schweres Beginnen! Und wenn man ihm nun den Gehalt nicht auszahlte? Dies soll öfter vorgekommen sein, als mancher denkt. Sein Weib half sich, es »gänselte«, d.h. es schoppte Gänse und verkaufte sie im ganzen oder in ihren Bestandtheilen, oder gar nur deren Fett an die Begüterten des Ghettos. Reb Herschel selbst aber war das Prototyp des unpraktischen Talmudlehrers. Er lernte zwar jahraus-jahr-ein »von Kauf und Verkauf«, er lernte von Sachenrecht, von Geldverhältnissen und Processen, er wußte scharfsinnig zu disputiren über Besitz und Verlust, für sich selbst aber wußte er nichts zu erwerben, nichts zu verdienen, nichts durchzusetzen. Manchmal freilich mahnte ihn der Hunger daran, daß der Mensch zunächst vom Brote lebt, und da trat er hin vor die Aeltesten der Gemeinde, welche gerade eine Sitzung abhielten, um die Killahleute gesetzlich zu besteuern, und er hielt dann an die Väter der Killah folgende stereotype Ansprache: »Raboises, seid mir nicht böse, wenn ich Euch in Eueren gewiß sehr wichtigen Verhandlungen störe, aber seid mir moichel, wenn ich Euch frage, wovon soll ich leben?« - Diese Frage, ähnlich jener Hamlets, vom Sein oder

Nichtsein, machte auf die Zuhörer stets eine rührende Wirkung. Die »Raboises« sahen ein, daß der Rebbe das Recht habe, zu leben. Aber in ihren Berathungen konnten sie sich nicht stören lassen. Die Gemeindeglieder mußten doch besteuert werden. Und dann war es schon so spät. Der Eine fürchtete, sein Weib Bele werde ihm eine Scene machen, weil die Suppe schon wieder »ausgekühlt« sei wegen der so langen Sitzungen, der Andere mußte nach Brunn zum Markte fahren, der Dritte war zum Pokid vorgeladen, der Vierte hatte eine Partie Wolle zu kaufen - und so schlich sich einer nach dem andern weg von der langen Sitzung, und der Rebbe lernte weiter »über Kauf und Verkauf« und Besitz und Geld und Eide und Richter und Versprechungen - und

121

hungerte weiter. - Eines Tages aber lernte und hungerte der Rebbe nicht mehr, aus dem einfachen Grunde, weil er, wie es auch anderen Menschenkindern geht, gestorben war, er war dorthingegangen, wo man nicht lernt - aber auch nicht hungert.

Als sie ihn hinaustrugen auf den »guten Ort«, da hielten ihm die Begleiter des Zuges gute, ehrende Nachrufe. »Er war ein braver Mensch«, sagte der Eine. »Er hat »wohl« gelernt«, so sprach der andere. »Und fromm war er«, fiel ein Dritter ein. »Mir hat man gesagt«, so sprach ein besonders Eingeweihter, »er hat viel in seinem Leben gefastet.« - »Und mir hat man gesagt«, so erwiderte darauf ein noch Erfahrenerer, »er ist dann gestorben.« - »Er ist an Entkräftung gestorben«, so sprach der Arzt des Ortes. Heutigen Tages nennt man dies auch Hungertyphus. Das gewöhnliche Volk sagt: Er ist verhungert. - Ein frommer Row einer Nachbargemeinde und der Rosch-Hakohol in eigener Person hielten ihm draußen auf dem »guten Orte« Nachrufe. »Sie sagten über ihn.« Der Row weinte dabei. Der Rosch-Hakohol weinte zwar nicht, wischte sich aber oft den Schweiß von der Stirne. Im übrigen bemerken wir nur noch, daß

der Row hager war und von bleichen Wangen, der Rosch-Hakohol aber feist und kurz vom Athem; beide aber waren sie sehr ehrenwerthe Männer. Der Rosch-Hakohol handelte übrigens mit Wolle.---

Nachdem sich Reb Herschels Weib gründlich ausgeweint und die gesetzliche Trauer abgehalten hatte, »gänselte« sie weiter. Maier aber, unser Doppel-Maier gieng auf die »Je-schibah«. Die »Jeschibah« war nur zwei Stunden von seiner Heimatstadt entfernt, und man erzählt, daß seine gute Mutter, welche den vortrefflichen Magen des Sohnes und seinen großen Appetit kannte, ihm auf einem Teller, wohlverdeckt, seine Lieblingsmehlspesen, als z.B. waren: Kreppel und Lockschen, gut mit Zucker bestreut und fett geschmalzen, zu überbringen pflegte. Allmächtige Gewalt der Mutterliebe, sie scheut nicht Wege und Gefahren, sie scheut die eigene Gesundheit nicht, um ihrem Kinde Gutes zu thun. Und dann starb auch sie, die gute Mutter, und ihr hielt Maier

122

den Nachruf. Jetzt aber blieb er in der Heimatgemeinde und unterrichtete hier die Jugend in den Geheimnissen von Bibel und Talmud. Er war eine Art Hauslehrer.

Er hielt aber anfangs auch ein Cheder. Da klommen zu seinem schwer zugänglichen Dachstübchen empor die wißbegierigen Jünglinge, und schwitzten da oben, in dem Käfig des Lehrers, im Sommer und froren im Winter. Und oft kam es, daß sich mit dem Schmerzensschrei eines wegen seiner Unkenntnis vom Lehrer arg betroffenen Jünglings der lustige Ruf von Maiers Hähnen vermengte. Bald mußte Maier seinen Cheder auflassen. Man schickte die Kinder nicht mehr zu ihm. Und so gieng er in die Häuser. Sein Honorar bestand in allerdings sehr kärglichen Entlohnungen, es bestand aber auch in Naturalien, die ihm an verschiedenartigen Mittagstischen geboten wurden. Hier rächte sich

nun Maier, er rächte sich und seinen Magen an den wohlbesetzten Tischen. Er wenigstens wollte nicht Hungers sterben. Seine Thorah sollte ihm, wenn nichts, so doch Kemach bringen. So rächte Doppel-Maier nicht nur sich, sondern auch seinen verhungerten Vater. Wir haben schon geschildert, was Großes Doppel-Maier im Essen leistete, mit welchem Hel-denmuthe er die größten und umfassendsten Speisevorräthe vernichtete, was für ein Held er war vor dem Herrn, wenn es galt, auf diesem Felde zu Thaten überzugehen.

Von seiner Wohnstätte, einer Art besseren Käfigs im oberen Judengäßchen, erzählte man sich Fabelhaftes im Ghetto. Hier war der Urwelt-Staub und Schmutz angehäuft. Er theilte diesen Käfig mit seinen Hühnern und vielen, vielen arg bestaubten Büchern. Talmudfolianten und alte Polizeiverordnungen, Bibeln und Sprachlehren aus dem vorigen Jahrhundert, Briefsteller und Schillers Werke auf Löschpapier gedruckt, Mendelsohns »Phaedon« und uralte Märchenbücher, abgegriffene Mochsorim und verschimmelte Rechenbücher, sie alle lagen auf einem gewaltigen Haufen friedlich neben einander. Diese ganze Literatur wurde von Doppel-Maier mit Argusaugen gehütet, und Gott hätte den bewahren sollen, der es gewagt hätte, ihm etwas von diesen Schätzen zu entwenden. Er hatte aber diese literarischen

123

Schätze von seinem Vater ererbt, ebenso wie die kupfernen und silbernen Münzen, die er in einem Kästchen wohl bewahrte. Auch hatte er vom Vater ererbt: Eine Sammlung von Talesim und Tephillin, eine reiche, etwas alterthümliche Garderobe, in welcher besonders die Kopfbedeckungen in mannigfaltiger Auswahl vertreten waren, vom einfachen Sammet-Brettel bis zum imposanten Cylinder. Alle diese Schätze hütete Doppel-Maier mehr als der wilde Cerberus die Unterwelt.

In dem Käfig, den er mit Thieren aller Art bewohnte, war es im Sommer grimmig heiß, es schien, als hätte es die Sonne gerade auf dieses Nest eines armen Menschenkindes abgesehen; im Winter aber vermochte der uralte Ofen diesen Verschlag nicht zu erwärmen, die grimmige Kälte, die hier herrschte, ließ ahnen, wie kalt es wohl am Nordpol sein möge. Und Doppel-Maier sagte: »Wenn der Herrgott einheizt, dann ist es warm, wenn ich einheizt, dann ist's kalt.« Man verzeihe es Doppel-Maier, wenn er sich mit dem Herrgott in eine Linie stellte, er that es gewiß nicht aus Ueber-muth, vielmehr aus Demuth. Er wollte seine Ohnmacht in Gegensatz bringen zur Allmacht Gottes. Wie ganz anders thun es die Kinder unserer Welt, die sich sogar über den Herrgott setzen, und ihn so gerne von seinem Throne stürzen möchten.-----

Ich kann nicht von Doppel-Maier scheiden, ohne eins zu verrathen, was ihm vielleicht in den Augen Mancher schaden wird; aber, als gewissenhafter Darsteller der Ghetto-geschichte kann ich es nicht bei mir behalten, also heraus damit: Doppel-Maier war auch Dichter. Um es aber gleich zu sagen, ein unschädlicher Vertreter dieser Gilde. Mit hungrigem Magen, während dieser allmächtige Beherrscher aller Menschen seine Musik dazu machte, brummte und knurrte, schrieb Doppel-Maier die lustigsten Purim-Stücklein zum Nutz und Frommen, zur Unterhaltung und Belustigung eines hochverehrten Ghettopublikums, das sich bei Reb Chaskel, dem reichsten Wollhändler der ganzen Umgebung, zum lustigen Purim-Mahle versammelt hatte. Wie schnurrig waren sie doch alle, die Personen seiner Purimspiele: Die

124

mageren Rebbes und die possenhaften Schnorrer, die zierlichen Ghettotöchterlein und die dicken Schaletweiber, die verhungerten Bochorim und die groben Schulklopfer, die schönen Rabbiners-Frauen und die zanksüchtigen Ghetto-megären. Das zog alles in

bunter Reihe vorüber an der lachlustigen Menge, und während sich der dicke Reb Chaskel vor Lachen schüttelte, fütterte sich der gefeierte Dichter, dieser Gringoire des Ghettos, an der wohlbesetzten Tafel. Und, daß ich es zu erwähnen nicht vergesse: Einmal wollte auch Doppel-Maier sich verheiraten. Ein wohlbeleibter Fleischer wollte ihn »einsetzen«, ihm seine Tochter zur Frau geben. Jung war sie nicht, des Kazews Rifkeh, dafür aber gründlich häßlich. Und Doppel-Maier kam zur »Beschau«. Da aber das Mahl angerichtet war und der Gänge so viele, vergaß unser angehender Bräutigam, weshalb er gekommen. Er aß nicht, nein er fraß mit einer gewissen Berserkerwuth. Keinen Blick warf er auf die holde Schöne, er hatte für sie kein Auge, für ihn existirte nichts als das viele und gute Essen. - Und so war er gekommen, hatte gegessen, aber Rif-keh's Hand hatte er nicht errungen, er war, selbst dem wohlbeleibten Kazew, ein viel zu starker Esser, als daß er für die anständige Ernährung eines Weibes sorgen zu können gegründete Hoffnung geboten hätte.

An einem Wintersabbath wars. Draußen stürmte und schneite es. Es war ein gräuliches Wetter. Hui, wie pfiß der Wind so rauh durch das finstere Ghetto. Vereinzelt nur eilten einige Männer in »Schul« zur Vesperandacht. Und siehe, Doppel-Maier war unter ihnen nicht. Darüber staunte man im Ghetto sehr. Das hatte etwas zu bedeuten. Wenn Doppel-Maier durch fünfzig Jahre im Sommer oder Winter in »Schul« geeilt war, warum gerade heute nicht? Irgend ein Muthiger wollte die Gründe davon wissen. Heldenhaft erkletterte er Doppel-Maiers Käfig, und da wurde es ihm klar, warum er nicht heute in »Schul« gelaufen war. Er war nämlich gestorben. Auf dem Fußboden lag er erstarrt. In dem Verschlage war es grimmig kalt. Ein Hahn ließ sein krächzendes Geschrei hören. Das war das einzige Leben in diesem Räume. Der Haufen Schriften und alter Bücher ver-

125

breitete einen faulen Modergeruch. Es war, als befände man sich in einem Grabgewölbe. Die Leute, welche rasch gerufen worden und erschienen waren, schauderten. - Draußen auf dem »guten Orte« ruht Doppel-Maier neben seinem Vater Reb Herschel, er ist nicht wie dieser verhungert – aber – erfroren.

126